

Helmut Schorr
Jugend im Abseits?

Erinnerung an einige grundlegende Kriterien des Generationskonflikts

Der gesellschaftliche Wandel in einer Industriegesellschaft ist seit jeher von der berechtigten Sorge begleitet, daß Einstellungen und Verhalten der Bürger allzusehr hinter der raschen technischen Entwicklung und ihren organisatorischen Folgewirkungen zurückbleiben und dadurch die notwendige Innovation gesellschaftlicher Strukturen nicht hinreichend tragen. Eine nie ganz genügende Fülle von Informationen, gereicht von starken Interessengruppen und hochqualifizierten Spezialisten und PR-Experten, wird bemüht, um den Abstand zu den Objekten zu verringern und einen wenn auch begrenzten Einblick in ihre Wesensmerkmale zu vermitteln. Die Reflexion des Neuen braucht nun einmal Zeit. Menschen müssen lernen, veränderte Situationen in ihrer Umwelt zu begreifen und mit ihren bewegenden Kräften sinnvoll umzugehen. Im Umgang mit den materiellen Veränderungen unserer Umwelt scheint dies zu gelingen, wenn auch solche Anpassungsprozesse oft Jahre in Anspruch nehmen.

Ist es daher nicht erstaunlich, wenn nicht gar verdächtig, wenn man bei großen Teilen unserer Gesellschaft beobachtet, wie behende anscheinend Lernprozesse ablaufen, wenn „die Jugend“ ins Gerede kommt? Begegnete man nicht noch vor wenigen Monaten in der öffentlichen Diskussion überwiegend der Befürchtung, es wachse unter dem Druck von Streßsituationen und Frustrationen in Schule und Universität und auch im Bereich der knapper werdenden Lehrstellen und Arbeitsplätze eine Generation von Duckmäusern heran? Kaum aber gingen etliche Scheiben zu Bruch, wurden Häuser besetzt – und dies oft ohne nachgewiesenen Eigenbedarf –, wuchs die Beteiligung von Angehörigen der jungen Generation an zweifelsfrei von Älteren initiierten und getragenen Demonstrationen von Bürgerinitiativen, und wurde Gewalt gegen Ordnungshüter offenkundig, da erschien „die Jugend“ plötzlich wieder in der aufgeregt-hektischen Optik eines fernsehgerechten, aber verhängnisvollen Ablaufschemas wie „Demonstranten, Hausbesetzer, Gewalttäter, Terroristen“.

Wie berechtigt oder gar achtbar die Motive auch immer sein mögen, am bedenklichsten sind die beiden widersprüchlichsten Reaktionsmodelle von Politikern: Das mehr oder weniger ratlose Zuwarten mit verbalen Gesprächsangeboten auf der einen Seite und die heftige, auf Institutionenschutz etwas einseitig ausgerichtete Abschreckungstaktik auf der anderen.

Beide Reaktionsweisen setzen auf das Abflauen rein äußerlicher aggressiver Aktivitäten. Sie spekulieren darauf, daß sich durch Einsicht in die Aussichtslosigkeit, ungenaue Ziele zu erreichen, oder durch Furcht vor Repressalien die Akteure im Halbdunkel ungeklärter sozialer Prozesse verlaufen.

Jugend und Gesellschaft – dauerhafte Symptome und Kriterien

Offenbar wollen sich weite Teile der Bevölkerung, soweit sie der mittleren und älteren Generation angehören, und die weithin von ihnen getragenen Politiker gar nicht ernsthaft mit der jungen Generation auseinandersetzen, sondern sich mit der grundsätzlichen Abqualifizierung von Unruhe und Protest und der Suche nach motivierenden Teilproblemen wie Wohnungsnot und Jugendarbeitslosigkeit begnügen. Dies erinnert an die unzureichende Aufarbeitung des Jugendprotestes in den späten sechziger Jahren, als man der Unruhe unter der Signatur „Studentenunruhen“ mit der demokratischen Reform der Universitäts- und Hochschulorganisation begegnete, ohne Bedarfskalkulationen auf mehr Abiturienten und Hochschulabsolventen setzte und damit eine unlustig-mißgelaunte, gesellschaftlich schlecht orientierte Masse von Studenten, aber auch Terroristen und ihr Umfeld an Sympathisanten hinnehmen mußte. Damals bemerkte man nicht und sieht es auch heute noch nicht ein, daß man einem großen, noch nicht integrierten Teil der jungen Generation lediglich mit den Mitteln und Methoden der Vollintegrierten begegnete.

Noch bedenklicher aber sind die auf Furcht und Enttäuschung beruhenden generalisierenden Urteile über die unruhigen Teile der Jugend, die in dem Unwillen und teilweise in dem Unvermögen gipfeln, genauer zu differenzieren. Dabei ist die Reifungsphase des Industriebürgers weit mehr als jede spätere Altersphase durch extreme Unterschiedlichkeit gekennzeichnet. Unsere Kultur, vor allem mit ihrer Ernährungsweise und Reizüberflutung, erzeugt bei Jugendlichen eine Tendenz zu früher körperlicher Reifung bei gleichzeitigen Verzögerungen der seelischen Reifungsprozesse. Da dies weitgehend konstitutionsbedingt auftritt, ergibt sich eine ausgeprägte Ungleichheit des Reifungstempos¹.

Besonders zu beachten ist aber die höchst unterschiedliche Struktur und Integration von Rollen, die junge Menschen in der Gesellschaft einnehmen. Max Kaase hat bereits Ende der sechziger Jahre in umfangreichen Untersuchungen festgestellt, wie unterschiedlich sich politische Einstellungen und politisches Engagement jeweils bei der arbeitenden und bei der studierenden Jugend entwickeln². Die Rolle des Auszubildenden im Betrieb bringt den Jugendlichen zwar einige ausgewählte Realitäten des Lebensalltags näher, läßt aber hinreichende Beurteilungskriterien zur Einschätzung der eigenen Situation weitgehend aus. Dieses Unvermögen begünstigt nach meiner langjährigen Beobachtung die Ten-

denz zur Resignation und zum Privatismus. Die Studierenden entsprechender Fachgebiete dagegen verfügen über eine in der Regel reichhaltige Fülle von Kriterien und Theorien zur Beurteilung gesellschaftlicher Prozesse, sind aber ohne Berufsrolle nur eingeschränkt in der Lage, bestimmte Realisierungsmöglichkeiten zu prüfen oder die Ideologieträchtigkeit bestimmter Deutungen zu erkennen. Weitere entscheidende Differenzierungen ergeben sich aus tradierten Gruppenzugehörigkeiten und den dort eingenommenen Rollen und aus der von der Gesellschaft noch keineswegs voll akzeptierten Rollenkombination von Studierenden und Ehepartner oder gar Vater und Mutter, obwohl die Länge und die Abfolge der Einfach- und Mehrfachstudiengänge dies allein schon aus medizinischen Gründen naheliegend erscheinen lassen.

Die beträchtliche Unterschiedlichkeit in den Entwicklungsabläufen und ihren Zwischenergebnissen zeigt sich aber auch in den Widersprüchen zur TV-Optik und zur Darstellung anderer Kommunikationsmedien. 1963 berichtet H. Schelsky in seinem Buch „Die skeptische Generation“ über eine Jugend, die Distanz hält, sich nicht engagieren will und deshalb nach seiner Auffassung unpolitisch ist. Zur gleichen Zeit war die Beteiligung an außerschulischen Bildungsmaßnahmen ungewöhnlich hoch, obwohl die Thematik wesentlich stärker politisch ausgerichtet war als heute. Ein Drittel der Mitglieder eines Verbandes (rd. 20 000 Personen) nahmen damals, das heißt von 1955–1965, an politischen Kursen und Seminaren teil. Wo erreicht man heute noch solche Zahlen? Ohne diese Teile der jungen Generation hätte die APO und die Protestbewegung der Straße die Diskussion in Parteien und Verbänden allein nicht zu beleben vermocht. Nur Insider waren in der Lage, den Druck der Straße aufzufangen und zu nutzen und dadurch eine Belebung der demokratischen Strukturen zu bewirken, die aus Repräsentationsparteitagen aller Ebenen wieder Diskussionsparteitage machte.

1967, ein halbes Jahr vor Ausbruch der „Studentenunruhen“, veröffentlicht der „Spiegel“ eine Untersuchung des Instituts für Demoskopie Allensbach an den Universitäten und zieht aus den Ergebnissen den Schluß: Die junge Akademiker-Generation ist an wenig mehr interessiert als an ihrer Karriere. 1967–1969, auf dem Höhepunkt der Unruhen, ist die Beteiligung an den Wahlen zu den Hochschulgremien kaum höher als vorher.

Auf dem Höhepunkt der Studentenunruhen in den USA belegen auf die Frage nach den größten Vorbildern in der Jugend John Wayne, Neil Armstrong und Robert Kennedy, bekannt als besonders energischer Verfechter von Law and Order, die ersten Plätze. Auf dem Höhepunkt der Vietnam-Proteste findet die überwiegende Mehrheit der jungen Amerikaner laut einer Untersuchung des Survey Research Centre im Auftrag von General Electric nichts dabei, in dieser Firma zu arbeiten, obwohl sie in großem Umfang Kriegsmaterial herstellte.

Der Einfluß der unmittelbaren Lebensumwelt

„Jugend“ ist also ein sehr schwer faßbares Phänomen, relativ unberechenbar im Verhältnis zu anderen Generationen in einer Gesellschaft, die in der Berechenbarkeit der Lebensvorgänge weitgehend ihr „Heil“ sucht.

Sucht man im Bereich der politisch aktiven Jugendlichen nach den Motiven aktiven Handelns, so trifft man auf konkrete Antworten. Den integrierten Fragern erscheint dies aus ihrer Erfahrungswelt ausreichend, um mit Vorschlägen und Maßnahmen zu reagieren. Sie halten in der Regel die Spitze für den ganzen Eisberg, ohne zu erkennen, daß sich junge Menschen erst langsam aus den Innenbezirken ihrer Lebensumwelt in die äußeren vorarbeiten, wenn sie nicht durch besondere Umstände über die Barrieren geworfen werden, und dies meist durch sehr persönliche und daher einseitige Erlebnisse, die als Erfahrungen gewertet werden.

Welche Bedeutung die vertraute hautnahe Erfahrung der unmittelbaren intensiven Beziehungssysteme im Verhältnis zu den weiterreichenden Bezirken hat, zeigt die Häufigkeitsrangfolge auf die Frage nach den persönlichen Lebenswünschen und Zielen bei 18–25jährigen in der Bundesrepublik: Wahrhaftigkeit und Liebe zwischen mir und meinen Mitmenschen; Verdienst und berufliche, soziale Position (viel höher als bei der Jugend anderer Länder); eine Arbeit, die es wert ist, daß man sich ihr widmet. Und mit Abstand auf den unteren Plätzen: Freiheit von Beschränkungen; Hingabe an Nation und Gesellschaft; Hingabe an internationale Zusammenarbeit; Erfüllung durch religiösen Glauben³.

Die Interpretation dieses Ergebnisses ist jedoch nicht einfach, weil zum Beispiel auf den ersten Rangplätzen Sachverhalte erwähnenswert sein können, denen man täglich begegnet als Alltagserscheinung, während ein entfernterer Bereich Kritik auszulösen vermag, weil er auf eine aktualisierte Sensibilität stößt. Einschränkungen, die der in diesem Forschungsbereich sehr erfahrene Walter Jaide formuliert, haben ihre Ursache in der Schwierigkeit, menschliche Einstellungen und Verhaltensweisen vor allem im Bereich von Quantitäten und Qualitäten richtig zu beurteilen.

Für die Bedeutung der inneren Bezirke der Lebensumwelt der Jugendlichen sprechen die Ergebnisse einer Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr vom Januar 1981, aus denen sich ergibt, daß der Einfluß der Eltern auf die Entstehung des eigenen Engagements bei den politisch und sozial Engagierten weit im Vordergrund steht, wo das Erziehungsverhalten der Eltern eine offene Diskussion begünstigte, wobei „Konflikte zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Geschwistern und Konflikte der Eltern untereinander, Auseinandersetzungen und Diskussionen“ häufiger genannt werden, während zum Beispiel „die Schule als Anreger selten genannt wird“. Die Inaktiv-Apathischen vermitteln dagegen den „Eindruck, daß ein weitgehend konfliktfreies Zusammenleben der Familienmitglieder angestrebt und realisiert wurde. Diskussionen, kontroverse

Einschätzungen, Unterhaltungen über Probleme – insbesondere über nichtfamiliäre – waren selten.“⁴

In welchem Umfang der innere Lebenskreis der Familie die Perspektiven im Blick auf die tatsächlichen politischen Bedingungen eines Landes teils unmittelbar, teils kompensativ zu beeinflussen scheinen, sei es durch größere Einsichtigkeit der Erwachsenenwelt und ihrer Nöte, sei es durch unterschiedlich hohe Barrieren im Übergang von der Jugend- zur Erwachsenenwelt, zeigt das Ergebnis einer weltweiten Untersuchung der Gallup-Kette Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre. Sie ergab folgendes Bild⁵:

18–25jährige Jugendliche, mit ihrer Gesellschaft

	<i>zufrieden</i>	<i>unzufrieden</i>
Brasilien	87,4 %	12,3 %
Indien	83,7 %	16,2 %
Philippinen	74,7 %	23,9 %
Schweden	64,0 %	34,7 %
USA	63,5 %	35,7 %
BR Deutschland	60,9 %	34,0 %
Japan	25,9 %	73,5 %

So problematisch Vergleiche in unterschiedlich strukturierten Gesellschaften mit Bevölkerungen vorindustrieller und industrieller Mentalität auch immer sein mögen, Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit der jeweiligen Gesellschaft sind offenbar keine unmittelbaren Reflexionen der tatsächlichen Situation einer Gesellschaft. So unterschiedlich die Vergleichsmöglichkeiten, der Gewöhnungsgrad, die durch Bildung gefestigte Urteilsfähigkeit der Befragten zu bewerten sein mögen, die Sozialisationsleistungen der Erwachsenen, vor allem im familiären Bereich, scheinen es auch zu sein, wertet man das Ergebnis als „Erfolg“.

Die dauerhaften Ausdrucksformen

Generationenkonflikte gab es, soweit sich dies untersuchen läßt, in allen Hochkulturen und gibt es in allen Industriegesellschaften. Seit es Hochschulen und Universitäten gibt, ist der Ruf der Studenten zumindest ambivalent. Auch die meisten jungen wandernden Gesellen erfreuten sich keineswegs eines hohen Ansehens. So schreibt im Jahr 1858 Theodor Stumpf in einem Artikel über den Gesellenvater Adolf Kolping in der Leipziger Illustrierten Zeitung, daß „Kolping nicht der Gedanke, ‚als Geistlicher für den verkommenen Gesellenstand... dereinst tätig sein zu können‘, bewogen habe, den Beruf zu wechseln“⁶. Abgesehen von der biografischen Richtigkeit oder Unrichtigkeit ist allein das hier ausgesprochene Werturteil interessant, dessen Veröffentlichung in einer Zeit mit wesentlich höherem Anpassungsgrad wohl kaum umfangreiche Proteste zu gewärtigen hatte.

Jugend bedeutet seit jeher eine ausgeprägte Bereitschaft für das Neue oder neu Erscheinende. Da der Übergang in die Erwachsenenwelt mit zahlreichen Unbequemlichkeiten und Einengungen nicht nur seitens der Eltern, sondern nun auch zusätzlicher gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Institutionen mit relativ hoher Organisationsintensität verbunden ist, entwickelt sich leicht eine Abneigung gegenüber eingefahrenen Wegen und Verfahren, die man als nicht mehr passend ansieht. Eben diese Verfahren sind jedoch in der Welt der Erwachsenen weitgehend verinnerlicht und werden daher von ihren ursprünglichen Ursachen und Bedeutungen her nicht mehr bewußt wahrgenommen und erst recht nur selten reflektiert. Die Redewendung „das war schon immer so“ ist daher oft kein Signal fehlender Auskunftswilligkeit, sondern eher ein Zeichen der aktuellen Unfähigkeit, eine Verhaltensnorm an ihren Ursprung zurückzuverfolgen.

Junge Leute haben ein ungeheuer großes Stück Zukunft vor sich. Was sie heute negativ bewerten, empfinden sie als eine existentielle Bedrohung, die sich auf ihr nahezu ganzes Leben bezieht, das in ihrer Vorstellung vor Abschluß ihrer Emanzipation noch gar nicht so recht begonnen hat. So gilt auch im positiven Sinn alles, was in die Zukunft deutet, als Teil der eigenen Existenzsicherung.

In keiner Phase des Lebensweges empfindet man so sehr das Bedürfnis, mit eigenen Meinungen und Vorstellungen ernst genommen zu werden. Dies ruft zwangsläufig eine starke Verletzlichkeit hervor, wenn ihnen Gegenpositionen begegnen, die meist mit dem Anspruch auf Selbstverständlichkeit vertreten werden. Die Erwachsenenposition beruft sich dabei meist auf Erfahrungen, die von den Jungen um so leidiger aufgenommen werden, als sie dieselben nicht haben sammeln und dabei die Richtigkeit kaum überprüfen können. Einfach hinnehmen aber ist in diesem Lebensalter nicht gerade beliebt. Außerdem wird, wie ihnen bald einsichtig ist, unter der Bezeichnung „Erfahrungen“ viel kleine Münze gewechselt, indem man sehr persönliche Erlebnisse ungeprüft verallgemeinert und als Erfahrungen ausgibt.

Für viele bedeutet es eine notwendige Form der Kräfteoptimierung und Kräfteationalisierung, wenn sie manche Verfahren der Lebensbewältigung, die einer starken Veränderung ausgesetzt sind, besonders intensiv bedenken und erproben, während andere längere Zeit ohne Überprüfung routinemäßig weiterlaufen. In diesen Bereichen sinkt natürlich auch die Auskunfts- und Begründungswilligkeit. Gewiß gibt es auch allgemeine Ausfälle an begründeten Antworten Jüngeren gegenüber. Jung sein bedeutet daher auch Widerspruch, der Auskünfte provoziert. Das ist in diesem Lebensalter die natürliche Form der Weltorientierung. Ein junger Mensch, der nie widerspricht, bewegt sich am Rand des Pathologischen. In einer Untersuchung über den Selbstmord bei Jugendlichen benutzten nur vier von 31 Jugendlichen, die einen Selbstmordversuch unternommen hatten, eine Verhaltensweise, die unter die Kategorie „Auflehnung“ fiel, unter den Kontrolljugendlichen dagegen 13 von 31, um bestehende Konflikte zu lösen⁷.

Widerspruch ist auch nötig zum Aufbau der eigenen Person und zur Befriedigung eines ganz normalen Selbstbestätigungsdranges. Unbestreitbar ist darüber hinaus seine soziale Funktion zur Limitierung eigener Verhaltensregeln in den zwischenmenschlichen Beziehungssystemen.

Gebundenheit und Ungebundenheit, Freizügigkeit und Seßhaftigkeit waren schon immer konflikträchtige Gegensatzpaare. Sie beeinträchtigen auch das Beziehungssystem zwischen älterer und junger Generation.

Bleibt die ältere Generation dabei, die junge nur nach ihren eigenen Maßstäben zu beurteilen, so sind antagonistische Konflikte, die fast unlösbar sind, bereits vorgeplant. Solche Meinungsraster übersehen einfach, daß die Jugend noch nicht in die sozialen Strukturen der Gesellschaft eingeordnet ist, und ihre Interessen noch nicht jene oft unausweichlichen Bindungen aufweisen, die für die älteren Generationen allzu selbstverständlich sind. Der Teil der Jugend, der bereits ein relativ ambivalentes Veränderungspotential aufweist und daher aktiv in Erscheinung tritt, lebt immer ein wenig am Rand der Gesellschaft. Diese ungenaue Lokalisierung und die Suche nach neuen Ufern machen sie offener für Außenseitergruppen und Außenseiterpersonen, Schriftsteller, Wissenschaftler, Künstler und Unterdrückte, die es gelegentlich sind oder sich auch nur so empfinden, deren Motive jedoch meist anderer Art sind, die viel konkreter bestimmte gesellschaftliche Erfahrungsbereiche reflektieren und wesentlich sensibler sind als der Durchschnitt ihrer Altersgenossen. Diese Sensibilität schlägt Brücken zu jener der jungen Generation, die in dieser Phase ihres Lebens die Verletzung von Prinzipien besonders hart empfindet, nicht zuletzt deshalb, weil ihnen die Älteren, vor allem die politischen Zukunftsträumer, eifrig Maßstäbe einer perfekten Welt an die Hand gaben, einer Gesellschaft, an der man nicht zu leiden brauche.

Der Umfang jener Normen, auf die sich eine pluralistische Gesellschaft nicht nur nach dem Wortlaut, sondern auch interpretativ zu einigen vermag, ist jenseits wortreicher Bekundungen viel geringer als man annehmen sollte. Kompromisse und daher Abweichungen von Prinzipien gehören daher zum Alltag eines demokratischen Gemeinwesens. Sie bilden aber nicht allein den Stein des Anstoßes. In der nahen Lebensumwelt junger Menschen begegnet ihnen als Alltagserscheinung die Abweichung von Prinzipien mit Motiven des eigenen Nutzens und der Rücksichtnahme gegenüber Dritten, etwa der Sorge für Ehepartner und Familie. Solche Bindungen sind ihnen weniger vertraut, ihr Stellenwert ist nur unzureichend zugänglich, wenn unser aller mehr oder weniger schlechtes Gewissen zu aggressiver Abwehrhaltung verleitet statt zu der wahren Stärke des Eingeständnisses der Schwächen und Zwänge zwischenmenschlicher Beziehungssysteme. Dies alles sind Spannungen und Einstellungskonstellationen, die vor allem in den entwickelten Gesellschaften seit Jahrhunderten leidvoll erfahren werden, aber eigentümlicherweise immer wieder in Vergessenheit geraten⁸.

Aktuelle Spannungen

Sieht man die Sprache von ihrer sozialen Funktion her, so erscheint unsere Gesellschaft bei all ihrer Geschwätzigkeit als ein relativ sprachloses Gemeinwesen. Die Selbstdarstellung von Personen und Gruppen steht angesichts der Öffentlichkeit fast aller Lebensvorgänge weit im Vordergrund. Vor allem die in der Regel fast unerträgliche politische Standardsprache wirkt wie hinter schußsicherem Glas formuliert. Jugend sucht nach Identifikation mit Personen und meist über sie mit Zielvorstellungen und Orientierungen. Die Erfolge der „Grünen“ bei der jungen Generation in den letzten Wahlgängen hatten vielleicht weniger mit den unausgereiften Zielen dieser Gruppe zu tun, die eher chaotisch anmuteten, als vielmehr mit einer Sprache, „wie frisch von der grünen Wiese“ von Menschen geprägt, die sprechen wie jedermann. Die herkömmlichen Parteien jedoch pflegen einen Kommunikationsstil, der fast ausschließlich die Debatte bevorzugt, das heißt jene Gesprächsform, in der man den Gegner niederringt und vor Dritten den Sieg davonträgt.

Dieser Stil ist so zur Gewohnheit geworden, daß er weitgehend auch die Aussprache zwischen der jungen und den älteren Generationen an der Basis beherrscht. Das „beliebte“ Ablaufmodell hierzu: Ein älterer Mandatsträger trägt zu einer politischen Problemlösung einige Argumente vor, gestützt auf seinen Informationsvorsprung und seine Erfahrung. Ein junges Mitglied stellt eine Frage und macht einige Einwendungen. Der Mandatsträger geht nur halb auf die Frage ein und noch weniger auf die Einwände. Stattdessen zieht er noch einige sorgsam gehütete zusätzliche Argumente aus dem Ärmel, um seine eigene Position zu bekräftigen, und dies sogar mit leicht gereizter Stimme. Von der Seite der Jüngeren Schweigen. Hier findet kein Gespräch statt, sondern ein Grabenkrieg. Macht wird behauptet und nicht Einsicht gewährt in die Gründe oder gar die Wertbezüge politischer Entscheidungen. Und geht es in der näheren Umgebung des Jugendlichen nicht ähnlich zu?

Der Übergang vom Jugendalter zur Erwachsenenwelt ist ein Vorgang der Verselbständigung, der Emanzipation. Geschieht dies wie nahezu üblich im Widerspruch, welchen Werten soll denn nun eigentlich widersprochen werden, wenn man sie nur selten oder halbherzig zur Begründung eigenen Handelns ins Feld führt? Vielen Angehörigen der jungen Generation fehlt heute der wertkritische Widerpart in der Familie und in der Gesellschaft, an dem man eigene Erkenntnisse überprüft, und der den Blick weitet für die Vielfalt der Möglichkeiten der Ideen und des Handelns.

Oft erscheint es so, als würde die ältere Generation in ihrem Drang nach Perfektheit sich selbst überfordern, so daß aus der Spannung zwischen selbstgesetzter Norm und Wirklichkeit sich immer mehr Unsicherheiten breitmachen und schließlich ein schlechtes Gewissen entsteht. Es bewirkt eine ziemlich ausgeprägte

Abneigung, den Abstand zwischen begründeter Norm und Wirklichkeit offenkundig werden zu lassen. Vielen jungen Menschen bleibt jedoch angesichts fehlender oder unzureichender Vergleichsmöglichkeiten keine andere Wahl, als die vorgegebenen Ziele und Normen, wie es auch der wechselseitigen Kritik der Parteien und Interessenverbände entspricht, für ohne weiteres erreichbar zu halten. So wird aus ihren Erkenntnismöglichkeiten kaum wahrnehmbar, ob die Gesellschaft zum Beispiel unterhalb der straffen Verhaltenserwartung des gesetzten Rechts dessen wertbezogene normative Konventionen innerlich überhaupt sanktioniert. Schon in den späten sechziger Jahren richtete sich die weltweite Opposition in der jungen Generation gegen „law and order“ weniger gegen diese selbst als vielmehr gegen deren fragwürdige gesellschaftsimmanente Glaubwürdigkeit.

Die gesetzte Ordnung hat auf die Dauer nur Autorität, wenn sie durch ein Netz von Konventionen getragen wird, in welchem die Integrierten den Nicht- oder Teilintegrierten die innere Sanktionierung der Ordnung deutlich machen. Ihre Autorität schwindet, wenn sie fast ausschließlich zum Zweck des eigenen Nutzens berufen und in diesem Sinn auch noch als nahezu unabänderlich tabuisiert wird.

Integrationsprobleme in einer Industriegesellschaft

Ein Industrieland wie die Bundesrepublik ist auf die Qualifikation der Produzenten aller Verantwortungsebenen und Spezialitäten existentiell angewiesen. Dadurch werden die Ausbildungsgänge länger, vor allem für die studierende Jugend. Dies wird zunächst einmal verursacht durch die Ausweitung des für die Beherrschung eines Fachgebiets nötigen Wissensumfangs. Dieser Entwicklung durch Spezialisierung zu begegnen, wäre angesichts eines rasch sich verändernden Arbeitsmarkts und der damit verbundenen Beschäftigungsrisiken und wegen der fast unvermeidlichen Verengung des beruflichen Horizonts nicht zu verantworten. Ein weiterer Grund ist der unzureichende Informationsstand der Studienanfänger und in der Folge Fehlentwicklungen und Wechsel des Studiengangs. Hier wie auch in der Organisation der Studiengänge sind Verbesserungen möglich und wenigstens teilweise auf dem Wege. Die Ausdehnung des Zeitraums, in dem der inzwischen Erwachsene in der Regel ohne oder mit wenig sozialer Verantwortung lebt, ist sehr problematisch. Die Überleitung noch relativ ungerichteter Emotionalität in zielgerichtetes, auf persönlichen Erfolg bedachtes Handeln wird unnatürlich lange verzögert. In einer Industriegesellschaft, die den Wert eines Menschen vorwiegend nach seiner ökonomischen Rolle und seiner meist berufsbezogenen sozialen Wertschätzung beurteilt, bedeutet die Tatsache, daß Studierende außerhalb des gesellschaftlichen Bewertungsschemas bleiben, geradezu eine Herausforderung dazu, sich durch politisches und soziales Engagement einen Status außer-

halb oder am Rand des vorgegebenen gesellschaftlichen Ordnungssystems zu erringen.

Die Ausrichtung der Industriementalität auf Berechenbarkeit des Lebens und auf Kosten-Nutzen-Optimierung bewirkt Organisationsgebilde, die in großer Vielfalt eine jeweils ausgefeilte Form von Normen und Zeitabläufen entwickelt haben. Sie bestimmen nicht nur die wirtschaftlich geprägten Rollen des Menschen, sondern auch die Rollen in Ausbildung und Freizeit. In den Ausbildungsinstitutionen bleibt für das Ego junger Menschen wenig Raum, teilen sie doch ihre Rollen als Auszubildende und Studierende mit vielen anderen Gleichgestellten. Sind sie in diesem System nicht bereits in Lethargie verfallen, so antizipieren sie ihre künftige Berufsrolle als Chance, die innere Berechtigung und Bedeutung ihres Daseins in einer konkreten Position mit Aktivitäten nachzuweisen, die aus den Ergebnissen eigener Denkprozesse abgeleitet sind. Dies setzt voraus, daß ein wenig Zeit bleibt, dieses Neuland suchend zu erforschen. Eine auf Perfektion ausgerichtete Gesellschaft begegnet diesem Bemühen mit ihrer Organisationsintensivität von hohen Graden und läßt dem Suchenden allzuwenig Zeit zur Orientierung. In der Regel fordert sie rasche nahtlose Anpassung, und zwar weniger zur Ausübung von Herrschaft als vielmehr im Sinn simpler, im einzelnen nicht oder wenig begründeter Routine, die schon weit vor der Aufnahme einer Berufsrolle bezogen auf ein langes Leben Unbehagen hervorruft.

Soziale Ansprüche aus der jungen Generation richten sich meist auf den ganzen Menschen im Sinn selbsterfahrener familiärer Rollenerwartung. Glaubwürdigkeit, Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit von Personen haben einen hohen Rang. Die Industriegesellschaft beruht jedoch auf vertraglicher und gesetzlicher Ordnung. Die dadurch ausgeprägten Systeme zwischenmenschlicher Ordnung sind interessendurchsetzt, versachlicht und letztlich unpersönlich. Ihre auf Vernunft und Rationalität beruhenden Verhaltensnormen sollen Emotionalität vermeiden.

Zumindest in der Zeit der Anpassung sind jedoch junge Menschen durch eine Erwartungshaltung geprägt, die auf das ganze Rollenspektrum der Bezugsperson ausgerichtet ist. Schon unsere heutigen Schulen genügen nach der deutlichen Schwächung der Rolle des Klassenlehrers und des Ordinarius diesem Anspruch nicht mehr. Erst recht aber ist der Betrieb auf eine relativ unpersönliche Funktionserfüllung eingestellt. Persönliche Beziehungen sind mit Ausnahme der informellen nicht gefragt, die auf das berufliche Rollensystem beschränkt sind. So wird also die relativ totale Erwartungshaltung und ihre im Ganzen wesentlich befriedigendere Beantwortung durch Rolleninhaber in der Familie auf Personen bezogen, die weder willens noch fähig sind, entsprechend zu reagieren oder auch nur diese Erwartung zu erkennen.

Die bisher genannten Übergangscharakteristiken setzen in der jungen Generation Aggressionspotential frei. Da das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt in einer pluralistischen Gesellschaft industrieller Prägung ständig zur Vertretung

persönlicher und Gruppeninteressen herausfordert, ergibt sich eine starke Konfliktorientierung. Konfliktbeherrschung und Konfliktregelung ist einübbar und erziehbar, aber nicht angeboren. Sosehr man unserer Gesellschaft geregelte Konflikte zu ihrer Erneuerung und zur Belebung von Lernprozessen wünschen mag, sie sind auch belastend, vor allem für die Jungen in ihrer Übergangssituation. Viele sind nach wie vor durch Einsicht und Erfahrung in Familie, Schule und anderen Bildungsinstitutionen auf Konflikte und ihre Lösung schlecht vorbereitet.

Junge Menschen sind entwicklungsbedingt und aufgrund ihrer geringen Rollenvielfalt abhängig von Phänomenen eines allgemeinen Lebensgefühls, die sie nur unzureichend durch rationale Reflexion bewältigen oder gar steuern können, so etwa Lust und Unlust, Ekstase und depressive Anwandlungen, Unsicherheit, Ängste und Reizbarkeit, Übermut und Entmutigung. Für solche Erscheinungsformen haben die Funktionsmechanismen einer stark arbeitsteiligen Wirtschaft nur wenige korrespondierende Möglichkeiten anzubieten.

Unsere Industriegesellschaft bietet aber auch Chancen für die Bewältigung der Übergangssituation. So ist meist in der letzte Phase von Ausbildungsprozessen zu beobachten, wie sehr es die kommenden Absolventen drängt, Wissen und Erkenntnisse und die aus ihnen abgeleiteten Verfahren in der Praxis zu erproben und durch persönliche Leistungen Ansehen zu gewinnen. Diese Erwartung korrespondiert immer dann mit den vielfältigen Möglichkeiten einer Leistungsgesellschaft, wenn die eingangs dargestellten Einseitigkeiten nicht zu einer Verkümmern des sozialen Leistungsvermögens führen, und dies haben Integrierte wie Neuankömmlinge weitgehend selbst in der Hand.

Die Selbstidentifikation und damit die Frage nach dem Sinn des eigenen höchst persönlichen Lebens, in dieser Lebensphase ein wichtiges Regulativ, führt in der Folge des in der europäisch geprägten Geistesgeschichte manchmal etwas überbewerteten Individualismus und bestimmter Erscheinungsformen der Massengesellschaft zu der Suche danach, worin man sich von anderen unterscheidet. Die hohe Produktivität der westlichen Leistungsgesellschaften ermöglicht in ständiger Wechselwirkung zu dieser Grundeinstellung eine so vielfältige Offerte an materiellen und geistigen Gütern, daß man von einem reichhaltigen Angebot von Identifikationsmöglichkeiten und Identifikationszugängen ausgehen kann. Beide Bereiche von Gütern schließen einander nicht etwa grundsätzlich aus, sondern eröffnen wechselseitige Entwicklungsmöglichkeiten. Ich denke hier vor allem an die Pop-Musik-Bewegung mit ihrem großen Spektrum. Sprach Hans Heinrich Muchow noch 1959 von der Empfänglichkeit der Jugend für Jazz, „daß ihr Ohr darauf abgestimmt und daß ihr Wesen für fließende, verschwimmende Formen, für entstaltete, diffuse ‚Gestalten‘“ offen sei, so erscheint uns dies heute angesichts der ungeheuren Fülle von Klangfarben und Klangmöglichkeiten und der wachsenden Fähigkeit junger Menschen, neue Qualitäten zu entwickeln und vorhandene nach ihrem Wert zu unterscheiden, als vorurteilhaft und realitätsfern⁹.

Marginalien politischen Engagements

Als der Bundestag 1972 das Mündigkeits- und damit auch das Wahlalter auf 18 Jahre herabsetzte, bedeutete dies nicht nur die Öffnung des Wahlsystems für eine neue Wählerschicht, sondern auch einen tiefen Eingriff in die Sozialstruktur. Die am häufigsten gehandelten Argumente wie früherer Abschluß des Reifungsprozesses, Angleichung an das Mindestalter der Wehrpflicht und vorhandene Unabhängigkeit, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, waren gewiß nicht nur vordergründig gemeint. Man versprach sich jedoch von dieser Entscheidung vor allem die Erhaltung neugewonnener Macht und, auf der anderen Seite des Parlaments, in der Folge deren Wiedergewinnung.

Diese Erwartung schien sich auch zunächst zu erfüllen. Bei einem Bevölkerungsanteil der 18–24-jährigen von 8,2 % beteiligten sich an der Wahl von 1972 11,5 % und an der Wahl von 1976 11,7 %¹⁰. Angesichts der schlechten Datenbasis sei in der weiteren Entwicklung des Wahlverhaltens auf den altersbezogenen Anteil der Nichtwähler bei der bayerischen Kommunalwahl von 1978 hingewiesen, bezogen auf die Städte Nürnberg, Erlangen und München¹¹, wo die Nichtwähler am stärksten in der Altersgruppe der 18–24-jährigen vertreten sind. Der Nichtwähleranteil betrug dort von den 18–24-jährigen 44,3 %, den 25–34-jährigen 42,1 %, den 35–44-jährigen 30,8 %, den 45–59-jährigen 23,6 % und den 60-jährigen und älteren 22,3 %.

Die Grünen spielten bei dieser Wahl kaum eine Rolle, wodurch die Wahlenthaltung einen besonderen Stellenwert erhält, vor allem, wenn man bedenkt, daß bei den 16–29-jährigen die Frage nach den Präferenzen beim Lesen von Tageszeitungen ein erstrangiges Interesse für „Lokale Berichte hier aus dem Ort und Umgebung“ ergibt, und zwar mit 77 % vor „Sportberichten, Sportnachrichten“ mit 52 %, „Politische Meldungen und Berichte aus Deutschland“ mit 51 % und Anzeigen mit 51 %¹².

Ein Indiz für die Abnahme des Vertrauensvorschlusses von 1972 und 1976 gegenüber den Autoren der Herabsetzung des Wahlalters, den Bundestagsfraktionen und damit den Bundestagsparteien, sind die ebenfalls aus dem Jahr 1978 stammenden Wahlergebnisse von Niedersachsen und Hamburg. In Niedersachsen erreichten die Grünen bei den 18–25-jährigen 14 % der Stimmen bei einem Gesamtergebnis von 3,9 % und in Hamburg sogar, Bunte und Grüne zusammengefaßt, 24 % bei einem Gesamtergebnis von 4,5 %¹³. Bezogen auf das Ergebnis der SPD lautete die Relation Jungwähler zum Gesamtergebnis in Hamburg 42,2 : 51,5 %, für die CDU 22 : 37,4 %.

Sowohl aus diesen Ergebnissen als auch aus der Umfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr von Ende 1980 und Januar 1981 scheint sich eine zunehmende Tendenz der Distanzierung von den Bundestagsparteien zu ergeben. Stehen schon bei der Gesamtbevölkerung die Problembereiche Umweltschutz und

Energieversorgung bei den Engagierten an der Spitze und sogar bei den Nichtengagierten auf den Plätzen 3 und 1, so versteht man angesichts der ausgeprägten Zukunftsorientierung dieser Anliegen die Verunsicherung größerer Teile der jungen Generation¹⁴. Sie sensibilisieren das Grundgefühl dieser Altersgruppe, eben weil sie nicht zum unmittelbaren Erfahrungsbereich gehören, sondern relativ unbestimmbare oder zumindest nicht genau berechenbare Komplexe im Bereich der Zukunftsängste wecken. Die Grünen stoßen daher bei der Jugend auf kompatible Bedürfnissituationen im Verhältnis zu ihren Aktionen und eröffnen zugleich im Unterschied zu den herkömmlichen Parteien die Chance, etwas Sichtbares tun zu können, zumindest die Füße zu bewegen. Sie und andere Aktionsgruppen artikulieren eben nichts Konkretes, sondern mit groben Signaturen vorhandene Ängste, während die Parteien schmolend und grollend ihre alten, meist restriktiven Sprachgewohnheiten „kultivieren“.

Daß hierunter die junge Generation bei den sowieso bereits ziemlich hohen Barrieren zwischen Jugend- und Erwachsenenalter besonders zu leiden hat, ergibt sich nicht nur aus der aktuellen politischen Situation. Die hieraus sich ergebenden und im Vorgenannten dargestellten Konflikte lassen sich nur lösen, wenn es gelingt, die Konfliktparteien auf eine gemeinsam weitgehend akzeptierte Wertekonstellation – die sich ständig verändernde und zu verändernde gesellschaftliche und staatliche Ordnung – hin zu orientieren, die Welt und ihre Zukunft auch aus den Übergangsgefährdungen der jungen Generation zu sehen, und die Verständigungsschwierigkeiten nicht vom hohen Roß oder aus der Perspektive der Fernseh-Demokratie zu bewältigen, sondern im überschaubaren Bereich an der Basis, sei es in der Familie oder/und in den örtlichen Parteivereinigungen und Gruppen, deren angebliche Perfektheit leichter zu durchschauen ist.

ANMERKUNGEN

¹ A. Mitscherlich, Pubertät und Tradition, in: Friedeburg, Jugend in der modernen Gesellschaft (Köln 1976) 295 ff.

² M. Kaase, in: H. u. H. Reimann, Die Jugend (München 1975) 79.

³ Internationale EMNID-Untersuchung 1973.

⁴ Vorabdruck SOWI-Institut der Bundeswehr, Soziales Engagement, politisches Engagement, soziopolitische Inaktivität/Apathie (1981) S. 5.

⁵ E. K. Scheuch, Die Jugend gibt es nicht, in: Jugend in der Gesellschaft (dtv 1975).

⁶ J. Wothe, Adolf Kolping (Bonn o. J.) 89.

⁷ J. Jakobs, Selbstmord bei Jugendlichen (München 1974) 123.

⁸ K. Mannheim, Diagnose unserer Zeit (Zürich 1951) 56 f.

⁹ H. H. Muchow, Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend (rororo-enz. 1968) 106.

¹⁰ Stat. Bundesamt, Fachserie 1, Heft 1, 10–15.

¹¹ E. Hübner, Kommunales Wahlverhalten in Bayern 1966–1978, 69.

¹² Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1976–77 (München 1977) 265.

¹³ C. H. Evers, Wahlverhalten Jugendlicher. Die Dialektik des Mißtrauens, in: Betrifft: Erziehung, H. 9 (1978); Politogramm, Infas-Report 1980, S. 91: Frage nach Wahl der „Grünen“, „Bunten“ und „Alternativen Listen“: Sichere Absicht/Eventuelle Absicht: Alter: Bis 24 Jahre 4 %/15 %; 25–34 J.: 2 %/9 %; 35–49 J.: 2 %/5 %; 50–64 J.: 1 %/3 %; 65 und älter: 1 %/4 %.

¹⁴ SOWI, Tabelle 2.